
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 13 (1985)

DOI: 10.11588/fr.1985.0.52334

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

schen Nachbardorfes deutlich. Die Zusammensetzung der Kriterien ergibt allerdings nur Sinn, wenn man wie der Autor davon ausgeht, daß »la religion s'exprime aussi dans des domaines non strictement religieux« (S. 432). Angesichts der ethnischen, sozialen und kulturellen Homogenität der Waldenser kann eine sogar sehr dichte Wechselbeziehung gezeigt werden. Es wäre in diesem Zusammenhang interessant, den Assimilations- und Transformationsprozeß nach 1560 zu verfolgen (soweit das trotz Exodus und Repression möglich ist), als die Waldenser aus ihrer Isolation heraustreten.

Gabriel Audisio meint selbst, daß sein methodisches Vorgehen auf andere Minderheiten anwendbar ist. Es ähnelt der Art, in der Robert Descimon seine radikalen Pariser »ligueurs« entdeckt hat (*Qui étaient les Seize? Etude sociale de 225 cadres laïcs de la Ligue radicale parisienne (1585–1594)*, in: *Paris et Ile-de-France. Mémoires publiés par la Fédération des Sociétés historiques et archéologiques de Paris et de l'Ile-de-France* 34, 1983, S. 7–300). Hinter ihren wissenschaftlichen Standard zur Bildung eines Untersuchungskorpus kann man nicht mehr zurück. Prosopographische Forschungen über Pariser »ligueurs« sind natürlich ertragreicher als der Versuch, zumindest einen Teil der bäuerlichen Bevölkerung aus dem Dunkel zu holen (vgl. dazu auch Giovanni Levi, *L'eredità immateriale. Carriera di un esorcista nel Piemonte del Seicento*, Torino 1985 [dt. Berlin 1985]). Der spannende Versuch, Lebensweise und Glaubenspraxis der Waldenser zu schildern, bleibt manchmal abstrakt. Mehr »Fleisch« liefert G. Audisios Edition des Inquisitionsprozesses gegen einen Waldenserprediger (*Le barbe et l'inquisiteur. Procès du barbe vaudois Pierre Griot par l'inquisiteur Jean de Roma [Apt, 1532]*, Aix-en-Provence [Edisud] 1979).

Seine Geschichte der Waldenser ist gleichzeitig ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des französischen Protestantismus. Für die Waldenser bildete ihr Übergang zum Calvinismus eine paradoxe Lösung: Überleben um den Preis der Aufgabe ihrer Identität und Originalität; eine Lösung, die nur durch die Repression und die Anziehungskraft insbesondere des Calvinismus Guillaume Farel's (der vielleicht selbst aus einer Waldenserfamilie stammt) erklärbar scheint. In fast allen Aspekten – kollektiver Beitritt, bäuerliche Prägung, ethnische Minderheit – erscheinen die Waldenser wie ein Fremdkörper sowohl gegenüber ihrem katholischen wie ihrem protestantischen Umfeld, als Vorläufer der »Camisards«. Aber trotz neuerer Forschungen – dieses »Umfeld« bleibt noch zu untersuchen; Gabriel Audisio hat einen Anstoß geliefert, sich mit neuen Perspektiven und Methoden der Geschichte des französischen Protestantismus im 16. Jh. zu widmen.

Wolfgang KAISER, Florenz

Stephan SKALWEIT, *Der Beginn der Neuzeit. Epochengrenze und Epochenbegriff*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1982, IX–169 S. (Erträge der Forschung, 178).

Inmitten einer noch längst nicht abgeschlossenen, wiewohl zur Zeit nicht besonders intensiv geführten Periodisierungsdiskussion über die Abgrenzung von Mittelalter und Neuzeit legt der Bonner Historiker Stephan Skalweit ganz im Sinne der Publikationsreihe, in der sein Buch erschienen ist, gleichsam als Zwischenbilanz »Erträge der Forschung« vor. Angesichts der Fragwürdigkeit des herkömmlichen »Neuzeit«-Begriffs ist es sein Anliegen, »in einer Art von Bestandsaufnahme [...] den periodologischen Gehalt der vier wichtigsten Leitbegriffe zu erfassen, an denen der Beginn der Neuzeit von jeher verdeutlicht wurde« (S. 7): »Renaissance«, »Zeitalter der Entdeckungen«, »Reformation« und »moderner Staat«. Dabei geht es ihm weniger um einen detaillierten Forschungsbericht zu den vielfältigen Antworten auf die Frage nach dem »Nicht-mehr-Mittelalterlichen« versus »Schon-Neuzeitlichen« als vielmehr darum – da »historische Begriffe selbst Geschöpfe der Geschichte sind und ihrem Wandel unterliegen« (S. 7) –, begriffsgeschichtlich die Selbstaussagen der Neuzeit nachzuzeichnen.

In seinem I. Kapitel – »Das Problem der Renaissance« (S. 9–46) – geht es S. um den »historischen Ort der Renaissance im Epochenzusammenhang der europäischen Geschichte« (S. 10). Dabei schlägt er den Bogen vom Verständnis der Renaissance des 19. Jhs., das in ihr beides erblickte: »eine große, alle Daseinsbereiche umfassende Kulturbewegung« und »zugleich auch eine Trennungslinie, an der sich zwei geschichtliche Welten voneinander scheiden« (S. 11) – bis hin zu dem, das in ihr weniger Zäsur als Übergang sieht, den Bogen von Jacob Burckhardt bis zu Wallace K. Ferguson und Jean Delumeau. Renaissance »als drei Jahrhunderte umgreifende ›Sattelzeit‹, in der sich Mittelalter und Neuzeit begegnen und fast unmerklich ineinander übergehen«, hat den Vorteil der ausreichenden begrifflichen Weite, um alle ihr zuzuordnenden Phänomene aufzunehmen und zusammenfassen zu können, beinhaltet aber auch, daß sie »als ein Zwischenzeitalter sui generis [...] aus dem dreigliedrigen Epochenschema der Geschichte ausgeklammert« wird (S. 156f.).

Im traditionellen »Neuzeit«-Begriff aufgegangen ist der bezeichnenderweise von dem Geographen Oskar Peschel 1858 geprägte, klar umgrenzte Epochenbegriff »Zeitalter der Entdeckungen«, dem das II. Kapitel gewidmet ist (S. 47–75). Im wesentlichen von der 200 Jahre umfassenden Ereignisgeschichte über Europa hinausgreifender Entdeckungen geprägt, wirft dieser Begriff heute vor allem die Frage nach dem Verhältnis der eurohistorischen zur universalhistorischen Periodisierung auf. Auch bei ihm darf aber nicht übersehen werden, daß der aus sich selbst heraus verständliche Vorgang, den er bezeichnet, zunächst noch aus dem Mittelalter heraus verstanden werden muß. Es war kein Zufall, daß Kolumbus zur gleichen Zeit Amerika entdeckte, als Leonardo da Vinci die Perspektive »erfand«. Die Entdeckung des Raumes als »Vertiefung« der linearen Weltvorstellung gehörte zu den allmählichen Erweiterungen des mittelalterlichen Erfahrungshorizonts und wies unter großem Anteil der Empirie eine neue Richtung mit Zukunft. Die Entdeckungsfahrten erhielten ihren Antrieb aus »dem christlichen Ideenerbe des Mittelalters, dem Pluralismus der europäischen Staatenwelt, der Dynamik ihrer politischen und sozialen Entwicklungskräfte« (S. 50) und blieben keine fortsetzungslosen Episoden wie frühere Unternehmungen dieser Art. Das noch lange Zeit bestehende Nebeneinander von antik-mittelalterlicher linearer Weltbildvorstellung und neuem globalen Bild von der Erde verweist auf eine lange Übergangszeit, bis die Entdeckungen als eine große historische Zäsur begriffen werden. Dabei gewann nach der Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika am Ende des 18. Jhs., die zunächst noch als Ereignis von Europa ausgehender Expansion gesehen wurde, das Jahr 1492 mehr und mehr den Charakter eines Epochendatums (Schlözer, Heeren), dem dann die begriffliche Konstituierung eines eigenen Zeitalters in den Grenzen von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jhs. folgte, ohne daß die historische Forschung des 19. Jhs. trotz eines Alexander von Humboldt (1769–1859) zu einer Revision des europazentrischen Geschichtsbildes schritt.

Das seit Leopold von Ranke's »Deutsche[r] Geschichte im Zeitalter der Reformation« bestehende Problem der historischen Einordnung der Reformation thematisiert S. unter Verwendung der nach Hegel (»Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte«) häufig gebrauchten Metapher vom anbrechenden Tag, dem die Nacht zu weichen hat, in seinem III. Kapitel: »Das ›Morgenrot‹ der Reformation« (S. 76–122). Der von den Zeitgenossen wie – allerdings selten – auch von Luther gebrauchte Begriff der Reformation wurde zunächst im Sinne von Erneuerung und Verbesserung alter Normen und Zustände verwandt und nicht zur Bezeichnung einer Zeitenwende. Seine Historisierung begann im Geschichtsdenken der Aufklärung und wurde von Herder durch die Übertragung des aus der Vorstellung eines gewaltigen und plötzlichen Naturereignisses abgeleiteten Revolutionsbegriffs auf die Reformation vertieft, ohne sie mit dem Beginn der Neuzeit gleichzusetzen. Erst Hegel hat sie in schärfstem Gegensatz zum Mittelalter und folglich einer neuen Zeit zugewandt gesehen, und Ranke hat »›Reformation‹ zu einem klar umrissenen Periodenbegriff« gestaltet, obwohl er zunächst nichts anderes schreiben wollte als »eine deutsche Geschichte in den Zeiten Max' I. und Karls V.« (S. 85). Die von da an weit verbreitete Herleitung der Neuzeit aus der

Reformation hat dann Ernst Troeltsch (1865–1922) mit seiner ideengeschichtlichen Unterscheidung von Alt- und Neuprottestantismus in Frage gestellt, wobei er zunächst verstärkt den Blick auf das traditionell mittelalterliche Umfeld bei Luther und dann auch das »Moderne« bei ihm lenkte. Sein Ergebnis, daß die Neuzeit erst nach den Religionskriegen im 17. Jh. beginnt, die Reformation also noch weitgehend mittelalterlich geprägt gewesen sei, hat der Nicht-Historiker Troeltsch dann in Auseinandersetzung mit seinen Kritikern dahingehend verwässert, daß er die Reformation als Teil einer bis ans Ende des Dreißigjährigen Krieges reichenden Übergangszeit periodisierte, die er – wie heute wieder häufiger – »konfessionelles Zeitalter« nannte. In der sich daran anschließenden, durch die zwangsläufige Einbeziehung des problematischen Begriffs »Gegenreformation« noch komplizierteren – auch »Zweite Reformation« wäre in diesem Zusammenhang zu nennen –, heute mehr denn je offenen Diskussion hat sich aufs Ganze gesehen zwar das »reformationsgeschichtliche Revolutionsmodell« behauptet und ist die Entstehung der Konfessionen als deutlichstes Ergebnis der Reformation unzweifelhaft, aber die Frage »des Verhältnisses der Reformation zum Mittelalter und ihres Wirkungszusammenhangs mit den Entwicklungskräften der Neuzeit« – so formuliert S. – muß als weitgehend ungeklärt gelten (S. 159).

Im IV. Kapitel schließlich wird ein historischer Begriff behandelt, der keinen zeitlich abgrenzbaren Vorgang bezeichnet: »Der ›moderne Staat‹« (S. 123–154). »Er ist nicht am Verlaufscharakter der Geschichte orientiert« – charakterisiert ihn S. unter Rückgriff auf seinen Düsseldorfer Akademie-Vortrag aus dem Jahre 1974 –, »sondern bezieht sich auf das institutionelle Grundgerüst, das die politischen Gestaltungen der Neuzeit trägt. Er soll die Eigenart ihrer politischen Grundstrukturen idealtypisch zum Ausdruck bringen und erstreckt sich daher auf die gesamte Neuzeit« (S. 161). Wohl an der Wende vom 18. zum 19. Jh. sind die beiden Begriffe »modern« und »Staat«, die eine je eigene komplizierte Geschichte haben, zum erstenmal in einer Wortverbindung greifbar und finden sich in zwei berühmten, um 1800 entstandenen Schriften vom »Geschlossenen Handelsstaat« (Fichte) und über die »Verfassung Deutschlands« (Hegel). Der zusammengesetzte Begriff wurde dann zunächst von Staatslehre und Staatswissenschaft aufgegriffen und präzisiert, bevor ihn Jacob Burckhardt häufig im Zusammenhang mit der frühen Neuzeit verwandte und zugleich bewußt vom »neuen« Staat seiner eigenen Zeit abgrenzte. Damit begann »moderner Staat« zu einem Zeitpunkt an Gegenwartsbezug zu verlieren, zu dem er sich in der Literatur immer mehr durchsetzte. Obwohl der Begriff durch Max Weber (1864–1920) theoretisch vertieft und noch einmal bestätigt wurde, lief dann Otto Hintzes (1861–1940) Verneinung seiner geradlinigen Entwicklung und sein Vorschlag von 1931, erst den Nachkriegsstaat nach dem Ersten Weltkrieg als »modernen Staat« zu bezeichnen, im übrigen aber vom »feudalen Staat« und vom »bürgerlich-nationalen Staat« zu sprechen, auf einen Verzicht des inzwischen weit verbreiteten Begriffes hinaus. Indem »der ›moderne‹ Staat [...] unmodern geworden« war (W. Schlesinger), hat der Begriff zur Kennzeichnung des vom 17. bis 19. Jh. reichenden Staates zwar an Deutlichkeit, Schärfe und Aktualität verloren, aber an Historizität gewonnen. Eine neue begriffsgeschichtliche Entwicklung zeichnet sich mit dem Begriff »frühmoderner Staat« ab, der sich in der internationalen verfassungsgeschichtlichen Forschung seit einiger Zeit ausbreitet. Er verweist – etwa bei Werner Näf (1894–1959) – bis ins 13. Jh., sprengt damit die traditionelle Epocheneinteilung, bleibt aber am Neuzeit-Begriff orientiert.

Insgesamt hat S. mehr als nur eine begriffsgeschichtlich konzipierte »Bestandsaufnahme« zum Problemkreis »Beginn der Neuzeit« vorgelegt: er bietet ein gewichtiges Kapitel zu einer Wissenschaftsgeschichte der Disziplin »Neuere Geschichte«. Auch wenn er sich nicht an einer Vermehrung der bereits entwickelten Periodisierungsmodelle beteiligt, so bereichert er deren Diskussion doch sehr wesentlich. Dies geschieht in beeindruckender konzeptioneller Klarheit, auf hohem Reflexionsniveau und in einer anspruchsvollen, dabei stets gut lesbaren Sprache.

Helmut NEUHAUS, Köln